

Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?

Herausgegeben von
Sybille Krämer
und Ekkehard König

Nicht nur Sprachphilosophen, auch Sprachwissenschaftler unterscheiden zwischen dem Regelsystem einer ›Sprache‹ bzw. der Sprachkompetenz und der aktuellen Verwendung dieser Fähigkeit in der Kommunikation, dem ›Sprechen‹. In den letzten Jahrzehnten mehren sich allerdings Stimmen, die kritisch fragen, ob eine solche ›Sprache hinter dem Sprechen‹ tatsächlich zu entdecken ist oder ob sie nicht vielmehr durch die sprachwissenschaftliche Praxis überhaupt erst erzeugt werde. Der Band will das aktuelle Problemfeld zeitgenössischer Sprachreflexion und Sprachtheorie vermessen, indem zeitgenössische Verfechter oder Kritiker der Idee von einer ›Sprache hinter dem Sprechen‹ zu Wort kommen und sich mit den möglichen Wechselwirkungen zwischen den beiden Phänomenen auseinandersetzen.

Sybille Krämer ist Professorin für Philosophie, Ekkehard König Professor für anglistische Linguistik an der Freien Universität Berlin.

Suhrkamp

Sybille Krämer
Sprache und Sprechen oder: Wie sinnvoll ist die
Unterscheidung zwischen einem Schema und
seinem Gebrauch?

Ein Überblick

1. Worum es geht

Dem Blick auf gewichtige Positionen der Sprachtheorie im 20. Jahrhundert zeigt sich ein gut konturiertes Bild.¹ Geprägt ist dieses Bild durch die Bipolarität zwischen struktur- oder handlungstheoretisch orientierten Positionen: Im Anschluss etwa an Saussure und Chomsky können wir Sprache als System bzw. als Regelwerk betrachten; im Anschluss jedoch an Searle und Habermas kommt Sprache in den Blick als Sprachgebrauch. Wer die Abfolge theoretischer Positionen gerne als Fortschrittsgeschichte oder zumindest als Wendepunkte beschreibt, kann dann ohne Schwierigkeit eine »pragmatische Wende« diagnostizieren, die uns zugleich einen »Richtungspfeil« liefert: Diese Wende führt *von* der Sprache *zum* Sprechakt oder – um hier zwei von Chomsky eingeführte Termini zu benutzen – von der Analyse sprachlicher Kompetenz zur Untersuchung sprachlicher Performanz.

Die folgenden Überlegungen verstehen sich als eine Korrektur an diesem Bild. Die Korrektur besteht darin, zu einer Darstellung bedeutsamer Sprachtheorien im 20. Jahrhundert zu gelangen, die eine andersartige Gruppierung sprachtheoretischer Positionen nach sich zieht. Kriterium dieser Darstellung ist, ob die methodische Unterscheidung zwischen einem universalen Schema und seinem partikulären Gebrauch als ein sinnvolles Instrument des Sprachdenkens dient. Wobei die Unterscheidung Schema/Gebrauch wahlweise auch als Unterscheidung zwischen System/Aktualisierung, Regelwissen/Anwendung oder zwischen Typus/Instantiierung formulierbar ist. Gemessen am Kriterium dieser Unterscheidung zeigen sich Familienähnlichkeiten zwischen Autoren, die gewöhnlich gegenläufigen Schulbildungen zugerechnet werden. So rücken strukturorientierte Sprachwissenschaftler wie Saussure und Chomsky mit den handlungs-

1 Dazu: Krämer 1998a, 2001.

orientierten Philosophen wie Searle und Habermas zusammen in der Überzeugung, dass die Sprachlichkeit zu erklären heißt, die Regeln zu beschreiben, denen wir im Sprechen und Kommunizieren folgen.² Wir wollen diese Position das ›logosorientierte Sprachkonzept‹³ bzw. das ›intellektualistische Sprachbild‹ nennen. Dagegen stimmen so divergierende Denker wie Derrida, Wittgenstein, Luhmann und Davidson darin überein, dass die Unterscheidung von System bzw. Regel und deren Aktualisierung bzw. Anwendung nicht sinnvoll und auch nicht nützlich ist, wenn es darum geht, über das Verhältnis von Sprache und Sprechen aufzuklären. Sie zeigen sich darin als Vertreter eines ›nicht-intellektualistischen Sprachbildes‹.

2. Was bedeutet die ›Logosauszeichnung der Sprache‹?

2.1. Saussure und Chomsky: Warum die Sprache autonom ist

Was ist die Grundlage dafür, trotz der unübersehbaren Verschiedenartigkeit unserer Sprech- und Kommunikationspraktiken anzunehmen, dass wir ›eine‹ Sprache haben? Wie gelangen Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie zu der Überzeugung, das Nomen ›Sprache‹ beziehe sich auf einen genuinen, mehr oder weniger einheitlichen und abgrenzbaren Gegenstand? Saussure⁴ fand auf diese Frage eine weichenstellende Antwort: Er unterscheidet zwischen einer universalen Sprache (›langue‹) und ihrer partikularen, raum-zeitlich situierten Ausübung (›exécution‹) im Sprechen (›parole‹).⁵ Pointe des Verhältnisses von Sprache und Sprechen ist nicht diese – weder originelle noch innovative – Unterscheidung. Worauf es bei Saussure vielmehr ankommt, ist der logisch-genealogische Vorrang der Sprache gegenüber dem Sprechen. Zugleich zeitigt der methodische Primat der Sprache als System gegenüber dem Sprechen als seine Aktualisierung handfeste ontologische Folgen: Zwar ist – für Saussure – die Sprache keine

sinnlich gegebene, somit beobachtbare Entität; gleichwohl ist sie auch keine Fiktion, sondern mit einem Realitätsindex versehen: Es gibt diese Sprache als einen Gegenstand (›chose‹) jenseits des Sprechens tatsächlich.⁶ Dieser Gegenstand ist charakterisierbar als ein arbiträres Zeichensystem, welches – und hierin hebt sich Saussure signifikant ab von der Tradition rationalistischen Sprachdenkens – seine Existenz nicht mehr dem Umstand verdankt, außersprachliche Gegebenheiten zu repräsentieren. Sprache ist nicht Repräsentation, vielmehr Artikulation. Und das heißt: Wert und Bedeutung sprachlicher Zeichen entstehen nicht mehr durch ihren Bezug auf eine sprachexterne Welt, sondern durch interne Gliederung, durch ihren wechselseitigen Bezug untereinander, durch differenzielle Relationen zwischen den Zeichen selbst. Saussure verleiht der ›langue‹ genau dadurch die Eigenschaft, ein autarkes, genuines sprachwissenschaftlich zu untersuchendes Objekt zu sein, dass er der Idee von der Sprache als eine Repräsentation dessen, was nicht von der ›Natur‹ einer Sprache ist, den Boden entzieht. Um den Preis allerdings, im Inneren unserer Sprachlichkeit, also zwischen Sprache und Sprechen selbst ein quasi-repräsentationales Verhältnis wieder einzuführen: Was an der ›parole‹ für den Sprachwissenschaftler von Interesse ist, bezieht sich dann auf ihre Eigenschaft, das System der Sprache zu realisieren. In diesem latenten Repräsentationsverhältnis der Sprache im Sprechen ist angelegt, dass es nur die Seite der ›langue‹ ist, auf welcher der Sprachwissenschaftler seinem Objekt in Reinform begegnet, demgegenüber die ›parole‹, infolge der jeweils aktuellen Umstände von Raum und Zeit, ein Amalgam von Systematischem und Nichtsystematischem, Wesentlichem und Zufälligem ist.⁷

Es ist die bei Saussure schon angelegte Marginalisierung der Seite des Sprachgebrauches, die Chomsky mit seiner Unterscheidung von ›Kompetenz‹ und ›Performanz‹⁸ – die er später als Unterscheidung zwischen ›interner‹ und ›externer‹ Sprache fortführte⁹ – befördert. Er hat damit zugleich die zeitgenössisch wohl einflussreichste Version der Unterscheidung von Schema und Gebrauch in sprachwissenschaftlicher Perspektive bereitgestellt. Was bei Saussure noch ein sozial zirk-

2 Zur kritischen Auseinandersetzung mit dieser Position: Kambartel/Stekeler-Weithofer 1988.

3 Karl Otto Apel 1986 hat den Begriff ›Logosauszeichnung der Sprache‹ geprägt.

4 Wir vernachlässigen hier den Umstand, dass der ›historische Saussure‹, von dem Saussure, der als Autor des *Cours de linguistique générale* (der er nicht war) rezipiert wird, wohl zu unterscheiden ist. Zu diesem ›historischen Saussure‹: Jäger 1994; Fehr 1997.

5 Saussure 1967, S. 16f. (frz.: 1976).

6 Saussure 1967, S. 17.

7 Saussure 1967, S. 17: »Indem man die Sprache vom Sprechen scheidet, scheidet man zugleich: 1. Das Soziale vom Individuellen; 2. Das Wesentliche vom Akzessorischen und mehr oder weniger Zufälligen.«

8 Chomsky 1973, S. 14.

9 Chomsky 1986.

kulierendes Zeichensystem war, wird bei Chomsky zu einem – in letzter Instanz hirnhysiologisch instantiierten – Wissens- bzw. Kenntnissystem, wird zur Form, an der gemessen der Sprechvollzug nur als Deformation sichtbar wird. Und noch deutlicher als bei Saussure erwirbt dieses – implizite – Kenntnissystem poetisch-generative Züge: Das Regelsystem der Sprache wird zum wirklichen Erzeugungsmechanismus des Sprechens.

Eine Folie ist nun gewonnen, auf der die mit der »pragmatischen Wende« verbundenen Sprachkonzepte ihr Profil gewinnen. Unter einer pragmatisch orientierten Sprachtheorie wollen wir Auffassungen verstehen, die sprachrelevante Begriffe aus dem Handlungszusammenhang von Sprechen und Kommunikation ableiten. Was scheint einleuchtender zu sein, als die Annahme, dass eine sprachpragmatische Orientierung geradezu zehrt von ihrer Opposition zum semiotisch-kognitivistischen Sprachbild in der Nachfolge Saussures und Chomskys? Hat nicht ein grundlegender Wechsel im Gegenstandsbereich stattgefunden, indem nun nicht mehr der aus Elementareinheiten zusammengesetzte *Satz ohne Kontext*, vielmehr die als Grundeinheit von Kommunikation intendierte *Äußerung in einem Kontext* das Subjekt abgibt? Und wird methodisch nicht ein »Frontwechsel« praktiziert, wenn es nun darum geht, die Autonomisierung der Sprache gerade dadurch zurückzunehmen, dass das sprachliche Tun, somit die Performanz, ins Zentrum rückt; so dass also das »Wozu« der Rede ihr »Was« überhaupt erst hervorbringt und prägt? Kurzum: wird nicht das Sprechen als Handeln gegenüber der Sprache als System und Struktur »stark gemacht«, indem das, was nun interessiert, nicht mehr die autonome Sprache, sondern vielmehr Personen sind, die in Situationen von der Sprache für ihre Zwecke Gebrauch machen?

Das alles trifft zu. Nur: das ist (noch) nicht die »ganze Wahrheit«. Denn ungeachtet des unübersehbaren Themenwechsels gibt es etwas, in Bezug auf das die Struktur- und Handlungstheorien durchaus an einem Strang ziehen. Dieses gemeinsame Band wollen wir nun hervortreten lassen, indem wir Searles Sprechakttheorie und Habermas' universalpragmatische Kommunikationstheorie so weit rekonstruieren, dass vier Implikationen dieser beiden Ansätze hervortreten können: (1) Ihr *Regeluniversalismus*. Das Sprechen/Kommunizieren gilt als partikuläre Realisierung eines universalen Regelwerks. (2) Ihr *Kognitivismus*. Das Sprechenkönnen kann als ein Sprachwissen beschrieben, das implizite Knowing how als ein Knowing that expliziert werden. (3) Ihr *methodologischer Purismus*. Die »reine«, die »unbedingte« Sprache

und Kommunikation ist durch eine Strategie der Idealisierung zu gewinnen, welche von den körperlichen, medialen und sozialen Bedingungen des Sprachgebrauchs systematisch absieht. (4) Ihr *Realismus*. Die idealisierte Kommunikation, der Sprechakt als Typus von Kommunikation ist nicht fiktiv, sondern wirklich im Sinne von »operativ wirksam«. Dieses Realsein liegt allerdings auf der Seite der Sprecherkompetenz, nicht des Sprechvollzugs.

2.2. John R. Searle: Warum Sprechakte keine Sprechvollzüge sind

Zu sprechen heißt, etwas zu tun. Kaum ein anderer Autor hat diese von Austin entwickelte Maxime so nachhaltig in eine handlungstheoretische Explikation von Sprache umgesetzt wie John R. Searle. Wenn immer von »Sprechakttheorie« die Rede ist, so ist es Searle, mit dessen Name die Herkules-Arbeit einer grundlegenden Präzisierung und auch Systematisierung der Handlungsdimension des Sprechens verknüpft wird.

»Das Sprechen einer Sprache«, so Searle, ist »eine regelgeleitete Form des Verhaltens«. ¹⁰ Versuchen wir ein Stück weit zu erklären, welches Verhältnis von Sprechen und Sprache hier angelegt ist. Zuerst einmal: Regeln sind keine (Natur-)Gesetze. Was immer Regeln regeln, kann, aber muss nicht so ausfallen, wie die Regel es besagt. Mit Regeln unterscheiden wir also zwischen richtigem und falschem Verhalten. ¹¹ Diese normative Rolle ist – für Searle – auf zweierlei Weise realisierbar: ¹² entweder indem ein den Regeln vorgängiges Verhalten durch die Regeln reguliert wird – so, wie Tischsitten das Essverhalten prägen – oder indem die Regeln ein durch sie konstituiertes Verhalten überhaupt erst ermöglichen und hervorbringen – so wie beim Fußballspiel. Wenn nun Sprechen ein regelgeleitetes Verhalten ist, dann versteht Searle dies in dem Sinne, dass wir im Sprechen konstitutiven und nicht bloß regulativen Regeln folgen.

Ungeachtet konzeptioneller Schwächen dieser Unterscheidung zwischen den beiden Regelsorten ¹³ können wir uns fragen, warum für Searle die Betonung des konstitutiven Charakters von Regeln des Sprachgebrauchs wichtig ist. Was er damit erreicht, ist, dass Regeln für ihn – und zwar obwohl sie von grundsätzlich anderem Status sind

¹⁰ Searle 1974, S. 29.

¹¹ Diese normative Funktion hat Searle 1997, S. 156 f., noch einmal betont.

¹² Searle 1974, S. 54 ff.

¹³ Dazu: Vossenkuhl 1982, S. 35-47.

als (Natur-)Gesetze – keine bloße Beobachterkategorie und auch nicht nur ein diskursives Phänomen sind. Regeln sind für Searle nicht nur im Reflektieren und Sprechen *über* Sprache, sondern *im* Sprachgebrauch selbst gegeben: Regeln existieren wirklich, eben dadurch, dass sie gelten. Aber das heißt für Searle keineswegs, dass Sprecher die Regeln auch kennen müssen und ihnen mehr oder weniger bewusst folgen. Die Regeln des Sprachgebrauchs gelten implizit. Damit ist die Sprachphilosophie in der Situation, a posteriori zu beschreiben, was a priori gilt, vergleichbar dem Vorhaben, die Regeln des Schachspiels aus dem Tun der Spieler selbst zu extrahieren. Eine solche Einstellung anzunehmen heißt dann allerdings: Beim raum-zeitlich situierten Sprechhandeln muss zwischen dem partikulären Vollzug und der universalen Regel, die im Vollzug realisiert wird, unterschieden werden. Diese Trennung zwischen Regel- und Vollzugsaspekt herbeizuführen, ist der Sinn von Searles Redeweise von »konstitutiven Regeln«. Denn damit ist die Möglichkeit eröffnet, im jedesmaligen Sprechen so etwas wie eine universale Struktur herauspräparieren zu können.

Das, was aus dem Sprechen extrahierbar ist, ist der Sprechakt selbst, verstanden als eine aus den Komponenten propositionaler Gehalt (P) und illokutionäre Funktion (F) zusammengesetzte quasigrammatische Struktur, mit der die Standardform »F (P)« eines Sprechaktes gegeben ist. Diese »Zusammensetzung« darf allerdings nicht als Addition missverstanden werden: Für Searle ist der propositionale Gehalt, das »Was« einer Rede, gerade keine selbstständige Entität, sondern etwas, das alleine entsteht durch seine Einbettung in einen illokutionären Akt, in das »Wozu« der Rede. Diese Einbettung in illokutionäre Zwecke kann auf genau fünffache Weise geschehen, so dass auch fünf Typen von Sprechakten unterscheidbar werden. Repräsentativa wie »feststellen«, »behaupten«, Kommissiva wie »versprechen«, »androhen«, Direktiva wie »befehlen«, »raten«, Deklarativa wie »kündigen«, »heiraten« sowie die Expressiva wie »sich entschuldigen«, »danken«.

Diese Klassifikation ist hinreichend bekannt und braucht hier nicht genauer erörtert zu werden. Worauf es uns ankommt ist, dass diese typisierende Struktur des Sprechaktes deutlich macht, dass ein Sprechakt keineswegs mit dem raum-zeitlich situierten Sprechen zusammenfällt, vielmehr wie ein Muster aufzufassen ist, das in den Äußerungen realisiert sein kann – aber eben nicht muss. Ob dieses Realisierungsverhältnis tatsächlich vorliegt, hängt von einem Bündel von Bedingungen ab: Sie sind notwendige Bedingungen, die in ihrer Gesamtheit zugleich auch hinreichend sind, damit eine Äußerung, die die Be-

dingungen erfüllt, als gelungener Sprechakt gelten kann.¹⁴ Wir wollen uns nur die erste und zugleich wichtigste dieser Bedingungen ansehen, die Searle als »Normalitätsbedingung« kennzeichnet. Darunter fasst er neben dem Ausschluss jedweder Form körperlicher oder geistiger Beeinträchtigung vor allem die Nevellierung der psychischen und sozialen Gegebenheiten und Unterschiede, die unser alltägliches Kommunizieren prägen. Überdies ist eine Selbsttransparenz der Sprecher vorausgesetzt: redend können wir immer wissen, was wir tun. Außerdem müssen sich Ego und Alter Ego emotionsfrei aufeinander beziehen können. Erst recht ist jedwedes Machtgefälle zwischen Sprecher und Hörer annulliert. Kurzum: Damit ein konkretes Sprechen als Instantiierung eines allgemeinen Sprechaktes gelten kann, ist vorausgesetzt, dass Gespräche immer so betrachtet werden können, als ob wir sie mit Bedacht *führen* und nicht etwa in sie *verstrickt* sind. Außerdem schließt Searle die »uneigentliche« Rede aus. Zwar macht es wenig Sinn, ausgerechnet das Sprechen auf der Bühne als Paradigma des Sprachgebrauchs zu wählen. Aber ist es auch sinnvoll, die theatrale Dimension im alltäglichen Reden zu neutralisieren, die im »Aufführungscharakter« sozial situiertes Reden in Gestalt von Rollenspiel, Selbstdarstellung und Selbstinszenierung zur Geltung kommt? Auch die nicht-buchstäblichen Gebrauchsweisen von Sprache wie Metapher, Metonymie und Ironie sind für Searle fehl am Platze, wenn unser Sprechen als Sprechakt gelten soll. Das, was in der sprachphilosophischen Tradition als »rhetorischer« im Unterschied zum »logisch-epistemischen« Sprachgebrauch galt, wird mit der »Normalitätsbedingung« als ein für gelungene Sprechakte unzulässiger Sprachgebrauch charakterisiert.

Damit entsteht allerdings eine merkwürdige Situation: Wie Austin ist auch Searle bestrebt, die Vorrangstellung des assertorischen Satzes zu relativieren, indem unsere Äußerungen neben dem Behaupten noch eine Vielzahl anderer illokutionärer Rollen übernehmen können. Doch zugleich vollzieht die Sprechakttheorie diese Relativierung der behauptenden Rede auf eine Weise, die den Unterschied zwischen logisch-epistemischen und rhetorischen Dimensionen des Sprachgebrauchs nicht nur unangetastet lässt, vielmehr den Ausschluss eines rhetorischen Sprachverhaltens geradezu voraussetzt. So erweist sich die Normalitätsbedingung als eine Art Purifizierungsstrategie, die es möglich macht, die raum-zeitlich situierte Äußerung »sub specie aeter-

14 Searle 1974, S. 88 ff.; Searle/Vanderveken 1985, S. 12 ff.

nitatis« zu betrachten, sie als Aktualisierung/Realisierung eines zeit-indifferenten Äußerungstyps, eben des Sprechaktes, zu beschreiben.

Auf unserer Suche nach Familienähnlichkeiten zwischen Searle, Saussure und Chomsky sind wir nun ein Stück weiter: Jene Unterscheidung zwischen der Sprache als geregelter Struktur und dem Sprechen als deren Realisierung, die den methodischen Kern sowohl der Trennung von »langue« und »parole« wie auch von »Kompetenz« und »Performanz« ausmacht, diese Unterscheidung wird von Searle auf dem Feld des Sprechens selbst noch einmal zur Geltung gebracht und vollzogen. Anders zwar als Saussure und Chomsky geht Searle vom Sprechen – und nicht der Sprache – als dem genuine Gegenstand sprachtheoretischer Reflexion aus. Jedoch nur um in der Domäne des Sprechens jene Unterscheidung von Muster und Anwendung noch einmal einzuführen, die Saussure und Chomsky zum Anlass wurde, Sprache und Sprechen grundsätzlich zu trennen. Der Witz der Sprechakttheorie besteht also darin, dass »Sprechakt« nicht den Vollzug des Sprechaktes meint. Durch die Standardform und die auf ihr beruhende Klassifizierung der Sprechakte ist festgelegt, dass nicht die raumzeitlich situierte Äußerung, sondern der raum-zeitlich indifferente Äußerungstyp als Sprechakt zählt.¹⁵ Eine Äußerung gilt als Sprachgebrauch, insofern sie einen Sprechakt aktualisiert und damit auch repräsentiert. Was eine Äußerung ist, ergibt sich durch den Maßstab des sprechakttypischen Regelwerks. Dieses Regelsystem bedingt Vollzug und Verhalten im Sprechen; nicht aber gilt das Umgekehrte. Die Sprechakttheorie vollzieht eine pragmatische Re-grammatikalisierung des Sprechens.

2.3. Jürgen Habermas: Warum wir mit Diskursen das kommunikative Handeln unterbrechen können

Dass diese »Re-grammatikalisierung« nicht nur heißt: der Sprachgebrauch ist rational rekonstruierbar, sondern überdies noch bedeutet: der Sprachgebrauch *bringt* Rationalität und Vernunft selbst *hervor*, das zu zeigen, ist das Anliegen der universalpragmatischen Kommunikationstheorie von Jürgen Habermas.

Wo immer gesellschaftliche Interaktion sich vollzieht und also gesprochen wird, gibt es Dissens. Das Besondere der Sprache – und nur der Sprache – ist nun für Habermas, dass sie ein Mittel bereitstellt,

um Unstimmigkeiten ohne Macht und Gewalt und ausschließlich im Medium der Sprache zu bereinigen. Genau in dieser Disposition besteht menschliche Vernunft, die also eine diskursive Vernunft ist. Das, was an der Sprache in philosophischer Hinsicht von Interesse ist, liegt in diesem ihrem vernunftstiftenden Potential. Damit aber vertritt Habermas eine noch über Searle hinausgehende Version von der Logosauszeichnung der Sprache. Versuchen wir mit einigen Strichen zu skizzieren, was das heißt.

Die erste argumentative Gelenkstelle liegt darin, dass sprachliche Äußerungen eine propositional-performative Doppelstruktur aufweisen.¹⁶ Nun begegnet uns diese Auffassung schon in Searles Unterscheidung zwischen propositionalem Gehalt und illokutionärer Funktion als Standardform des Sprechaktes. Die der Sprachlichkeit implizite Doppelbödigkeit nimmt bei Habermas allerdings einen etwas anderen Akzent an: Er liegt auf der Struktur der Selbstreflexivität im Sprachgebrauch, die damit eröffnet ist. Dass also jede Äußerung eine Inhaltsdimension und eine Beziehungsdimension birgt, heißt für Habermas zugleich, dass die Kommunikation eines Inhalts sich stets vollzieht zugleich mit der (Meta-)Kommunikation über den Verwendungssinn dieses Inhalts. Durch diese Selbstbezüglichkeit ergibt sich nicht nur eine Perspektivenverdoppelung, indem eine objektivierende, sachbezogene und eine intersubjektive, personenbezogene Einstellung mit jeder umgangssprachlichen Äußerung verbunden sind. Wichtiger ist vielmehr, dass damit die Möglichkeit eingeleitet ist, zwischen der Fokussierung der Sachperspektive und der Beziehungsperspektive innerhalb unserer Rede auch hin und her zu wechseln. Möglich wird das durch die Unterscheidung zwischen »Kommunikation« und »Diskurs«.¹⁷ Wann immer eine Uneinigkeit entsteht im Zuge unseres kommunikativen Handelns, so haben wir die Möglichkeit, eben dieses Handeln zu unterbrechen und auf die Ebene des Diskurses zu wechseln, um dort *über* unser kommunikatives Tun zu verhandeln. Dieser Diskurs ist der interaktive »Ort«, an dem wir ohne Anwendung von Gewalt und ausschließlich kraft des Zwangs des besseren Arguments Streitigkeiten beilegen können. Der Diskurs wird zum Gerichtshof der Kommunikation. Wieso gelingt dies?

Hier kommen wir zur zweiten argumentativen Gelenkstelle in der Konzeption des kommunikativen Handelns. Eben weil in der Kom-

¹⁵ Wunderlich 1982, S. 463.

¹⁶ Habermas 1984, S. 404 ff.

¹⁷ Habermas 1981, S. 114 f.

munikation – durchaus analog zur Verteidigung von Rechtsansprüchen – Geltungsansprüche erhoben werden, deren Legitimität – im Zweifelsfalle – dann im Diskurs durch Argumentation nicht nur verhandelbar, sondern auch aufklärbar ist. Es sind diese Geltungsansprüche der Wahrheit, der Wahrhaftigkeit und der Richtigkeit, die den illokutionären Bestandteil der Rede ausmachen.¹⁸ Sie bewirken, dass der Satz als Elementarbestandteil einer Sprache transformiert wird in die Äußerung als Grundeinheit des kommunikativen Handelns. Der zwanglose Zwang des besseren Arguments kann also genau deshalb im Diskurs wirksam werden, weil Geltungsansprüche einer Nachprüfung zugänglich sind, es also rational entscheidbar ist, ob ein Anspruch zu Recht oder zu Unrecht erhoben wird.¹⁹ Das macht ihren »kognitiven Charakter« aus.²⁰ Das Aufklärungspotential von Sprache besteht nicht einfach darin, dass wir im Medium von Sprache etwas über die Welt erkennen können, sondern vielmehr darin, dass wir klären können, wer von zwei sich widersprechenden Rednern Recht hat, und das auch noch auf eine Weise, bei der beide Redner schließlich zustimmen können. Zu sprechen heißt im Lichte der universalpragmatischen Kommunikationstheorie gesehen Recht haben und vom anderen sogar noch die Zustimmung, Recht zu haben, erlangen zu können.

Damit so etwas gelingt, müssen allerdings Voraussetzungen erfüllt sein. Allein durch Gründe und nicht etwa durch Charisma, Macht, Gewalt oder Geld Geltungsansprüche zu verteidigen (oder zurückzuweisen), setzt voraus, dass im Diskurs diese außersprachlichen Mittel sozialer Interaktion auch dispensiert sind. Das Besondere des Diskurses ist es somit, dass seine Diskursivität eben darin besteht, die nichtsprachlichen Elemente der Kommunikation wie auch alle außersprachlichen Weltbezüge, zu denen übrigens auch der Rückgang auf Erfahrung gehört, außer Kraft zu setzen. Das, was dann übrig bleibt, ist Sprache und sonst nichts, und was zählt ist das Argumentieren und nichts als das Argumentieren. Die Gesprächsteilnehmer müssen also nicht nur frei sein von allen außersprachlichen Handlungszwängen, sondern überdies bereit sein, in ihrem Reden auf alle nicht-argumentierenden Weisen des Sprachgebrauches zu verzichten. So wird der Diskurs zu einer purifizierten Form von Kommunikation, wird zur

»reinen Kommunikation.«²¹ Eine Situation, in der das der Fall ist, nennt Habermas eine »ideale Sprechsituation.«²²

Habermas weiß, dass ideale Sprechsituationen keine Beschreibungen empirisch vorkommender Sprechereignisse sind. Doch deshalb sind sie keineswegs ein idealisierendes Konstrukt, sondern sind »eine in Diskursen unvermeidliche, reziprok vorgenommene Unterstellung«, genauer: »eine im Kommunikationsvorgang operativ wirksame Fiktion.«²³ Kraft ihrer operativen Wirksamkeit ist die ideale Sprechsituation mit einem Realitätsindex versehen: Dadurch dass wir Geltungsansprüche erheben, präsupponieren wir realiter deren diskursive Entscheidbarkeit im Sinne eines rational begründbaren Konsensus.

Überlegen wir uns noch ein Stück weit genauer, was dieses »realiter« bedeutet: Dass es eine Redesituation gibt, in der alle unsere lebensweltliche Realität prägenden Asymmetrien zwischen den Sprechern gelöscht sind, ist zweifelsohne eine Fiktion. So etwas ist nicht der Fall. Wir können allenfalls so tun, *als ob* eine ideale Sprechsituation gegeben sei. Doch wieso kann diese Unterstellung überhaupt operativ wirksam werden? Sie kann es, weil unter den Bedingungen dieses »Als-ob« eine Fähigkeit zum Zuge kommt, über die alle Sprecher kraft ihrer Sprachfähigkeit tatsächlich – und nicht bloß fiktiv – verfügen: und das ist unsere universalpragmatische Kompetenz, die in einem vortheoretischen Wissen um die Regeln gelungener Sprechakte besteht. Wohl gemerkt: dieses »Wissen« ist kein epistemisches Wissen, sondern Habermas kennzeichnet es als eine Art von Können, von praktischer Fertigkeit, von impliziter Kenntnis.²⁴ Doch wie jedes Knowing how ist es das Charakteristikum dieses vorprädikativen Wissens, sich auf Gebrauchsregeln zu verstehen. Nur, dass diese Regeln nicht mehr die grammatischen Regeln zur Erzeugung von Sätzen, sondern die universalpragmatischen Regeln zur Transformation von Sätzen in Äußerungen sowie deren situationsangemessene Verwendung sind. Und es ist die Aufgabe der universalpragmatischen Sprachphilosophie, dieses »vortheoretische Wissen systematisch nachzukonstruieren«,²⁵ das Knowing how der impliziten Regelkenntnis in ein explizites Knowing that zu überführen. Dreierlei ist an dieser Explikation wichtig:

18 Habermas 1984, S. 353 ff.

19 Strenggenommen gilt das nur für die Geltungsansprüche auf Wahrheit und Richtigkeit. Wahrhaftigkeit dagegen kann nicht erörtert werden, sondern sich nur zeigen.

20 Der kognitive Charakter der Geltungsansprüche wurzelt in ihrer Nachprüfbarkeit: Habermas 1984, S. 432 f.

21 Habermas 1971, S. 138; 1984, S. 178.

22 Habermas 1984, S. 174-183.

23 Habermas 1984, S. 180.

24 Habermas 1984, S. 368.

25 Habermas 1984, S. 363.

(1) Die universalpragmatischen Regeln existieren wirklich. Die Bezugnahme auf die Erzeugungsregeln darf keineswegs – das betont Habermas – instrumentalistisch missverstanden werden im Sinne eines bloßen ›als ob‹. Wenn die systematische Explikation des vorthoretischen Wissens wahr ist, dann muss sie »genau den Regeln entsprechen, die im Gegenstandsbereich operativ wirksam sind, d. h. die Erzeugung von Oberflächenstrukturen tatsächlich bestimmen.«²⁶ (2) Die Regeln sind als eine Tiefenstruktur zu verstehen.²⁷ Wenn wir, was symbolische Gebilde bedeuten, verstehen mit Hilfe der Regeln, nach denen sie hervorgebracht wurden, so sind diese Regeln ein generativer Mechanismus, der die Oberflächenstruktur erzeugt. Es geht damit nicht um ein ›Bedingen‹, um eine ›Konstitution‹ im kantischen, sondern um eine auf das Verhältnis von Tiefe und Oberfläche bezogene Generierung im Chomsky'schen Sinne; allerdings ist dieses Regelwerk nicht biologisch instantiiert, vielmehr in der sozialen Interaktion gelernt. (3) Das universalpragmatische Regelwissen ist universell, es ist ein »universelles Können«, das weder Individuen noch einzelnen Gruppen zukommt, sondern eine ›Gattungskompetenz‹ ist.²⁸

Die Voraussetzungen sind nun gelegt, um erkennen zu können, was die philosophische Handlungstheorie des Sprechens mit den sprachwissenschaftlichen Strukturtheorien der Sprache gemein hat. Der Witz der idealen Sprechsituation besteht darin, dass in ihr die Sprecherkompetenz und das Tun eines Sprechers zusammenfallen, dass also die Realisierung mit dem Muster, das dabei realisiert wird, zur Deckung kommt. Da es sich jedoch um eine Idealisierungsstrategie handelt, ist zugleich klar: In Wirklichkeit ist das Tun – und zwar auch für Jürgen Habermas – nicht so, wie es, von der Seite der Kompetenz her betrachtet, möglich wäre. Aber der Grund, dass Performanz und Kompetenz abweichen, liegt nicht auf Seiten der Kompetenz, sondern auf Seiten der Performanz, insofern die faktisch vorhandenen psychischen und sozialen Asymmetrien die Realisierung der Kompetenz trüben und verzerren. Die Kompetenz verhält sich somit zu ihrer Realisierung in faktischen und nicht idealen Situationen so, wie eine Form sich zu ihrer Deformation, wie eine reine Essenz sich zu ihrer realen Existenz verhält. Damit ist die Unterscheidung zwischen einem universalen Schema und seiner mehr oder weniger defizitären Realisierung

26 Habermas 1984, S. 373.

27 Habermas 1984, S. 367.

28 Habermas 1984, S. 370.

lisierung auch für die universalpragmatische Kommunikationstheorie leitend.

2.4. Wozu also ist die Unterscheidung von Schema und Gebrauch gut?

Die Folge der methodologischen Unterscheidung zwischen einem universalen Muster bzw. Typus und seiner raum-zeitlich situierten Aktualisierung bzw. Realisierung ist ein logisch-genealogisches Abhängigkeitsverhältnis: Das Sprechen zu erklären heißt, die Regeln zu beschreiben, denen wir im Sprechen folgen. Der ›Ort‹ dieser Regeln aber ist entweder die Sprache als soziales bzw. hirneurologisch instantiiertes System oder die universalpragmatische Kompetenz. Und es ist die Aufgabe der Sprachtheorie, das mit dieser Kompetenz verknüpfte implizite Wissen in ein explizites Wissen zu überführen, das sprachliche und universalpragmatische Knowing how als ein Knowing that zu rekonstruieren.

So weit also die Grundzüge des logosorientierten, des intellektualistischen Sprachkonzeptes.

Versuchen wir uns jetzt klar zu werden, worin Nutzen und Attraktivität eines solchen Ansatzes besteht. Offensichtlich doch darin, dass Sprache und Kommunikation als autarke, gegenüber Nicht-Sprache und Nicht-Kommunikation klar abgrenzbare Gegenstände auszuzeichnen sind. Wie immer diese ›Gegenstände‹ dann im Einzelnen auch aufgefasst werden: ihre ›Existenzberechtigung‹ besteht nicht länger darin, eine der Sprache äußerliche Struktur und Gesetzmäßigkeit zur Geltung zu bringen, sondern selbst zur Quelle von Struktur und Gesetz zu werden. Die Sprache bildet Ordnung nicht (mehr) ab, sondern erzeugt sie.

Damit werden Sprache bzw. Kommunikation zu selbstständigen Objekten, gerade insofern der Idee von der Sprache als Repräsentation eines Außersprachlichen der Boden entzogen wird. Zugleich allerdings wird ein Repräsentationsverhältnis im ›Inneren‹ unserer Sprachlichkeit etabliert, indem, was das Sprechen ausmacht, gerade seine Eigenschaft ist, ein ihm vorgängiges Regelwerk zu instantiiieren. Die Sprache und Kommunikation ›sub specie aeternitatis‹ werden zum Maßstab, der zu beurteilen erlaubt, was am raum-zeitlich situierten Sprechen von Belang ist und was nicht.

Damit ist im logoszentrierten Sprachkonzept zweierlei anerkannt: (1) Das wirkliche Sprechen vermischt Sprachliches und Nichtsprach-

3. Jenseits von Schema und Gebrauch: Nichtintellektualistische Sprachkonzepte

liches. Das Kriterium, um das eine vom anderen zu scheiden, liefert uns der Begriff der purifizierten Sprache bzw. Kommunikation. Gemessen an dieser reinen Sprache ist das Sprechen also defizitär. (2) Doch da die reine Sprache nur existiert als Kompetenz, diese Kompetenz sich jedoch nur zeigt in der Performanz des Sprechens, haben wir keinen unmittelbaren Zugang zur Sprache per se. Obwohl mit einem Realitätsindex versehen, ist die ›purifizierte Sprache‹ kein beobachtbares Datum, sie hat vielmehr den Status eines ›Virtuellen‹.

Wenn das so ist, dann unterliegt das logosorientierte Sprachdenken nicht einfach etwas, das in der Literatur als ›intellektualistischer Fehlschluss‹ bekannt ist. Unter diesem Fehlschluss wird – so bei Bourdieu²⁹ im Anschluss an Austin³⁰ oder bei Taylor³¹ – die Verwechslung von Modell und Wirklichkeit verstanden. Doch der Witz der hier rezipierten Sprachpositionen ist gerade umgekehrt die Einsicht, dass das alltägliche Sprechen und Kommunizieren *nicht* zu identifizieren ist mit dem System der idealisierten Sprache oder einer idealisierten Kommunikationssituation. Wenn aber nicht die Identität von Ideal und Wirklichkeit, vielmehr die *Entdeckung der Differenz zwischen der idealisierten Sprache und dem Sprechen eine Leistung des logosorientierten Sprachbildes* ist, dann gewinnt eine darin eingeschlossene philosophische Grundannahme Kontur: Das konkrete Sprechen ist nicht so, wie es von der Sprache her als Möglichkeit sein kann und von der Sprache her als Norm auch sein soll(te): Die Welt bleibt zurück hinter ihrem Begriff. Diese mit einer ontologischen Rangstufung einhergehende Präsupposition liegt den Ansätzen, die vom logisch-genealogischen Primat der Sprache gegenüber dem Sprechen ausgehen, zugrunde. Sie ist uns aus der philosophischen Tradition durchaus vertraut. Wir wollen das den ›impliziten Platonismus des logosorientierten Sprachkonzeptes‹ nennen. An dieser Stelle enthüllt sich der systematische Vorrang der Sprache und Kommunikation gegenüber dem Sprechen als ein Stück ›Stufenontologie‹, als ein Zwei-Welten-Modell unserer Sprachlichkeit.

Kann nun ein Sprachkonzept entwickelt werden, das keine mehr oder weniger verschwiegene Anleihen beim Platonismus macht? Und hieße das – zumindest folgt dies aus unseren vorstehenden Überlegungen –, den methodologischen Vorrang des Schemas gegenüber seinem Gebrauch aufzugeben? Und wenn das Verhältnis von Muster und Aktualisierung revidierbar ist, in welche Richtung zeigt diese Revision und wo liegt die Alternative?

Wir wollen nun vier Denker vorstellen, Derrida, Wittgenstein, Luhmann und Davidson, die allesamt – wenn auch aus ganz unterschiedlichen Gründen – den Primat des Sprachschemas gegenüber dem Sprachgebrauch für *keinen* guten Erklärungsansatz unserer Sprachlichkeit halten und somit auch keine Verfechter eines logoszentrierten Sprachbildes einschließlich seines impliziten Platonismus sind. Um allerdings die Auswahl gerade dieses Autorenquartetts zu verstehen – denn es könnten durchaus andere Autoren hier ins Feld geführt werden –, ist es sinnvoll, vier Implikationen des intellektualistischen Sprachkonzeptes zu benennen, die dann jeweils durch einen der vier Autoren als in dieser Weise nicht haltbar gezeigt werden.

(1) Einmal geht es um das Hierarchie- und Abhängigkeitsverhältnis zwischen Primärem und Sekundärem, Wesentlichem und Abgeleitetem. Jacques Derrida zeigt uns am Beispiel des Verhältnisses von Sprache und Schrift, dass dieses Abhängigkeitsverhältnis zweideutig ist, insofern das Sekundäre das Primäre mit konstituiert und überdies noch einen Überschuss birgt, der das, was ihm ›vorausgeht‹, immer auch übersteigt und destabilisiert.

(2) Sodann wird die Zwei-Welten-Ontologie von Tiefen- und Oberflächenstruktur zum Thema. Ludwig Wittgenstein zeigt uns am Beispiel von Regel und Regelanwenden, dass Regeln zu den diskursiven Phänomenen zählen und dass es zwischen diskursiven Vollzügen keine irgendwie ausgezeichnete Metaposition, damit auch kein derivatives Verhältnis zwischen Tiefenstruktur und Oberflächenverhalten gibt.

(3) Als nächstes geht es um die Medienindifferenz der Sprache. Niklas Luhmann führt uns vor, dass das Verhältnis von Muster und Aktualisierung als Verhältnis von Medium und Form reformulierbar

29 Bourdieu 1993, S. 344.

30 Austin 1975, S. 13.

31 Taylor 1995.

ist und Sprache also gerade deshalb kein zeitindifferentes System ist, weil sie selbst als ein Medium beschrieben werden kann, welches historisch variierende Formen von Kommunikation ermöglicht.

(4) Schließlich wird die Identifizierung von Sprache mit einem universalen Schema, über das verfügen muss, wer sprechen kann, zum Problem. Donald Davidson argumentiert dafür, dass eine gemeinsame Sprache gar keine Bedingung für Verstehen und gelingende Kommunikation ist.

3.1. Jacques Derrida: Warum die Schrift die Bedingung der Möglichkeit ist, Sprache und Sprechen zu unterscheiden

Philosophisches Denken, zumal wenn es einem metaphysischen Impuls folgt, führt zu hierarchisierenden Begriffsdichotomien: Wesen und Erscheinung, Geist und Körper, Intelligibles und Sinnliches, aber auch: Schema und Gebrauch oder Sprache und Sprechen. Derridas Einstellung gegenüber terminologischen Oppositionen ist es nicht, diese zu kritisieren, zum Beispiel indem er die Hierarchiebeziehung einfach umkehrt. Sein Interesse ist es vielmehr zu zeigen, dass der jeweilige Sekundärbegriff durch dieses Subordinationsverhältnis gerade in seiner *Differenz* zum Primärbegriff hervorgebracht und anerkannt wird und dass die Pointe dieser Differenz darin besteht, dass der Sekundärbegriff ein Potential birgt, durch welches das duale Begriffssystem im Ganzen destabilisiert wird und seine Grenzen geöffnet werden können.³² Nur weil Derrida die Unterscheidung zwischen Sprache und Sprechen nicht ablehnt, sondern aufnimmt und ihr eine neuartige Deutung gibt, kann er zugleich zeigen, wie auf der Seite des Sprechens ein ›Überschuss‹ angelegt ist, der, was ›Sprache‹ heißt, auf ganz andere und auch neuartige Weise denken lässt. Diese Weise besteht darin, dass Sprache – für Derrida – nicht länger als ein diskursives Zeichensystem zu begreifen ist. Aber was ›ist‹ sie dann?

Um auf diese Frage eine Antwort zu finden, müssen wir uns die Grundzüge von Derridas Sprachreflexionen vergegenwärtigen.

Die für das Sprechen gegenüber der Sprache charakteristische Zweitrangigkeit begegnet uns wieder im Verhältnis zwischen der sekundären Schrift und der primären Sprache. Und es ist die Ambiguisierung und schließlich Außerkräftsetzung dieses Subordinationsverhältnisses zwischen Schrift und Sprache, durch das die »Beziehung

des Sprechens zur Sprache« im Sinne der »Beziehung des Gebrauchs zum Schema«³³ revidiert wird.

Wie nun setzt Derrida diese Revision in Gang?

(1) Es sind drei Attribute, mit denen der sekundäre Status der Schrift gegenüber der Sprache gewöhnlich begründet wird: die *Abwesenheit* von Sender oder Empfänger im Akt des Schreibens oder der Lektüre; die *Iterabilität* bzw. Reproduzierbarkeit, die den Buchstaben und die dem Text kraft ihrer verräumlichten Struktur eigen ist; schließlich die *Dekontextualisierbarkeit*, die gewährleistet, dass z. B. im Zitat ein schriftliches Zeichen aus seinem Kontext gelöst und einem neuen Kontext aufgepfropft wird.³⁴ Derrida zeigt nun, dass alle drei Merkmale keineswegs nur gelten für die Schrift, vielmehr eine *conditio sine qua non* für jedweden Zeichengebrauch abgeben, damit aber auch für die Sprache, aufgefasst als ein Zeichensystem, grundlegend sind. Mit dieser Argumentation – die wir hier im Einzelnen nicht nachzeichnen wollen – hat also Derrida zuerst einmal das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Sprache und Schrift neutralisiert, er hat es geradezu umgekehrt.

(2) In dieser Umkehrbewegung, durch welche die Schrift in ein Konstitutionsverhältnis für das, was überhaupt als ein Zeichen gelten kann, einrückt, macht Derrida nun deutlich, dass die Schrift dies nur vermag kraft ihrer Eigenschaft, kein rein diskursives Phänomen, kein bloß arbiträres Zeichen zu sein. Das Wort *Schrift* gewinnt damit eine neue Signatur: Die Schrift bleibt nicht einfach ›Zeichen‹, sondern wird zur ›Spur‹ (›Urschrift‹), und es ist die Wortschöpfung *différance*,³⁵ die dieses Spurwerden der Schrift performativ vor Augen stellt. Denn die Einfügung des *a* anstelle des orthographisch korrekten *e* im französischen *différence*, ist nur sichtbar, sie ist nicht hörbar. Es ist dieses Raumwerden eines genuin Zeitlichen, was Derrida mit dem Wort *différance* verbindet. Damit ist eine Differenzsetzung gemeint, die nun in *jedem* Zeichengebrauch am Werke ist. Bezogen auf das Sprechen heißt dies: Als gegenwärtiges Ereignis ist das Sprechen die Spur vergangener Ereignisse, wie es seinerseits als Spur die zukünftigen Ereignisse markieren wird. Ein ›Schema‹ erweist sich damit als Niederschlag vergangener Gebräuche im aktuellen Gebrauch und macht den aktuellen Gebrauch zu einem Ereignis, das als Spur sich in zukünftigen Gebräuchen zeigen wird. Diese Spur der Sprache im Sprechen, dieses

33 Derrida 1988, S. 41.

34 Derrida 1988, S. 291 ff.

35 Derrida 1988, S. 29–52.

32 Dazu: Bertram 1999.

Abwesende im Anwesenden, dieses Virtuelle im Aktuellen nennt Derrida »eine Schrift avant la lettre«. ³⁶ Die Schrift als Urschrift und Différance wird zur Bedingung der Möglichkeit, Sprache und Sprechen zu unterscheiden.

(3) Doch Derrida will mehr sein als ein Transzendentalphilosoph der Schrift, denn – um in der transzendentalen Terminologie zu bleiben – die Schrift wird ihm nicht nur zur Bedingung der Möglichkeit, Sprache und Schrift zu unterscheiden, sondern auch ihrer *Unmöglichkeit*. Genau dies ist Derridas letzter Schritt in der Dekonstruktion der Relation zwischen Sprache/Sprechen bzw. Schema/Gebrauch: Er will zeigen, dass dieser begrifflichen Unterscheidung zugleich eine *Unentscheidbarkeit* innewohnt. Die Unterscheidung birgt eine Aporie, verstanden als begrifflicher Gegensatz, der gerade nicht im Sinne eines Primären und eines Sekundären definitiv entscheidbar und somit auflösbar ist. ³⁷ Die für die Aporizität der Primatbeziehung zwischen Sprache und Sprechen wichtige Überlegung bezieht sich auf das Verhältnis von Regel und Regellosigkeit: Wo immer ein praktisches Tun, das Regeln anwendet, der Zeitlichkeit unterliegt, kann dieses Tun nicht als formale Deduktion eines Regelsystems gelten, denn der »Augenblick der Dringlichkeit« zwingt eine Entscheidung herbei, die kein formales Derivat ist, weil dazu unendliche Information nötig wäre. ³⁸

Damit zeigt Derrida, dass in den Existenz- und Gelingenbedingungen eines Systems etwas angelegt ist, was mit dem System in Widerstreit liegt, die Grenzen des Systems überschreitet und das System selbst dabei auflöst. In diesem Sinne realisiert das Sprechen nicht die Sprache, sondern überschreitet sie, und das gerade deshalb, weil in ihm etwas Nicht-Semiotisches, Nicht-Diskursives, Nicht-Sprachliches zum Zuge kommt. Das aber ist eine Figuration, die nur deshalb zutage treten kann, weil die Differenz zwischen Sprache und Sprechen nicht etwa gegenstandslos ist, sondern von Derrida beim Wort genommen wird.

³⁶ Derrida 1988, S. 41.

³⁷ Derrida hat sich in seinen Schriften der neunziger Jahre verstärkt dem Aporetischen zugewendet.

³⁸ Derrida 1991, S. 47.

3.2. Ludwig Wittgenstein: Warum der Sprachgebrauch nicht aus der Anwendung von Sprachregeln hervorgeht

Wittgensteins Skepsis gegenüber einem intellektualistischen Bild von der Sprache bedeutet, dass der Sprachgebrauch für ihn nicht dadurch erklärbar ist, dass wir im Sprechen Regeln anwenden. Diese Nicht-Erklärbarkeit wurzelt keineswegs darin, dass solche Regeln von Sprachtheoretikern nicht etwa aufzustellen wären, sondern hat damit zu tun, dass das »Formulieren von Regeln« und das »diesen Regeln folgen« zwei ganz verschiedene Arten von Praktiken sind, die in keinem genealogischen Abhängigkeitsverhältnis zueinander stehen. Sprachliche Regeln zu beschreiben und das implizite Anwenden sprachlicher Regeln sind unterschiedliche Sprachspiele. Diese verhalten sich zueinander weder im Sinne einer ontologischen Unterscheidbarkeit zwischen einem Typus und seiner jedesmaligen Instantiierung, noch stehen sie in einem transzendentalen Bedingungsverhältnis zueinander. Es sind drei Gedankengänge, deren Verständnis diese Position Wittgensteins nachvollziehbar macht.

(1) Wittgensteins Denkmethode kann – mit aller Vorsicht – als »phänomenale Morphologie« gekennzeichnet werden. Pointe dieses morphologischen Verfahrens ist ein veränderter Umgang mit der »Idealisierung« bzw. dem »Prototypus«. Gemäß Goethes Maxime, dass es »nichts hinter den Phänomenen gibt« – eine Maxime, die Wittgenstein aufgreift ³⁹ –, sind Ideale, Paradigmen oder Typen nichts anderes als Phänomene, die wir vor anderen Phänomenen dadurch auszeichnen, dass wir sie zum Ideal erheben oder zum Prototypus machen. So dass das paradigmatische Phänomen dann als ein Maßstab dienen kann, an dem gemessen alle übrigen Phänomene in einer übersichtlichen Darstellung so anzuordnen und zu beschreiben sind, dass Nähe oder Ferne zum Prototypus dann physiognomisch vor Augen tritt. Auf das »vor Augen treten« kommt es bei der morphologischen Orientierung an: Ein Phänomen als Maßstab für übersichtliche Darstellungen zu gebrauchen, heißt nichts anderes, als dieses Phänomen als Verkörperung einer »Form« zu behandeln. Es gibt also keine reine Form, sondern nur ein »Phänomen, betrachtet als Form« bzw. »gebraucht in der Funktion einer Form«. Daher auch sind Formen diskursiv gar nicht beschreibbar, sondern sie müssen (und können das auch nur) sich zeigen.

³⁹ Wittgenstein 1984, Bd. 7, § 889.

Von dieser impliziten Ikonizität der Form her fällt ein neues Licht auf das, was ein Sprachspiel ist.⁴⁰ Anders als der Sprechakt bei Searle ist das Sprachspiel für Wittgenstein keine Elementareinheit, in welche Kommunikation analytisch zerlegbar ist. Vielmehr sind Sprachspiele »Vergleichsobjekte, die durch Ähnlichkeit und Unähnlichkeit ein Licht in die Verhältnisse unserer Sprache werfen sollen.«⁴¹ Sprachspiele sind ein Medium der Darstellung unseres Wissens von der Sprache, nicht aber das Dargestellte selbst.

(2) Zu welcher Einstellung gegenüber sprachlichen Regeln gelangt Wittgenstein nun im Rahmen des morphologischen Verfahrens? Zuerst einmal: Es gibt keine gradlinige Verbindung zwischen einer Regel und einem Tun. Dafür gibt es einen trivialeren und einen komplexeren Grund. Der triviale ist, dass Regeln unterschiedlich deutbar sind und umgekehrt auch nahezu jede beliebige Handlung so interpretierbar ist, dass sie mit einer bestimmten Regel in Einklang zu bringen ist. Regeln können ihr eigene Anwendung nicht regeln. Der nicht-triviale Grund beruht auf der Unterscheidung zwischen »Interpretieren« und »praktischem Tun«. Wenn wir einer Regel praktisch folgen, so *deuten* wir sie gerade nicht.⁴² Wenn wir aber Regeln beschreiben und deuten, so machen wir das in Situationen, in denen durch Dissens das praktische Tun gerade irritiert, unterbrochen, also dispensiert ist. Das Formulieren und Kommentieren von Regeln ist ein ganz und gar diskursives Phänomen, bei dem wir eine Regelbeschreibung durch eine andere ersetzen können und das ad infinitum, ohne – in dieser Perspektive betrachtet – je zum praktischen Handeln zu kommen.⁴³ In diesem Handeln dagegen folgen wir den Regeln »blind«;⁴⁴ wir sind dabei geleitet durch Gebräuche, Gepflogenheiten, durch das »so machen wir es eben«, nicht aber durch eine Tätigkeit der Interpretation.

Im Horizont dieses praxeologischen Regelverständnisses wird klar, dass das Verhältnis von Regel und Anwendung keineswegs nach dem Verhältnis eines Musters (Vorschrift) und der dieses Muster realisierenden Handlung gedacht werden kann. Es ist nicht die Regel, die vorgibt, wie ihr praktisch zu folgen ist, sondern umgekehrt, es ist die Praxis, die bestimmt, wie einer Regel zu folgen ist. Daher können Regelbeschreibungen nicht als Erklärung einer Praxis dienen.

40 Auf die latente Ikonizität des Sprachspiels hat Lorenz 1990, S. 38, aufmerksam gemacht.

41 Wittgenstein 1984, Bd. 1, § 130.

42 Wittgenstein 1984, Bd. 1, § 201.

43 Dazu: Venieri 1989, S. 114.

44 Wittgenstein 1984, Bd. 1, § 202.

(3) Das transzendente Metasprachspiel oder auch nur ein privilegierter Beobachterstandpunkt, von dessen Warte her alle Sprachspiele überblickt werden und die Sprachregeln als Sprachnormen in Erscheinung treten können, so dass die Regeln zugleich ein Kriterium abgeben, richtigen vom falschen Sprachgebrauch zu unterscheiden, dieses vom Rest der Sprachspiele geschiedene und dadurch ausgezeichnete Sprachspiel gibt es nicht. Das regelbeschreibende und das regelfolgende Sprachspiel liegen – wie auf einer Fläche – nebeneinander und nicht – wie im tiefendimensionierten Raum – hintereinander. Diese »flache Ontologie« entzieht dem Primat der Regel gegenüber dem Vollzug den Boden.

3.3. Niklas Luhmann: Warum die Sprache kein System ist

Niklas Luhmann wird nachgesagt, dass er die Sprache in seiner Kommunikationstheorie zu kurz habe kommen lassen.⁴⁵ Doch mit dem Versuch, diese Kommunikationstheorie in den Termini von Medium und Form zu reformulieren, hat Luhmann überraschende und anregende Einsichten in unsere Sprachlichkeit eröffnet.⁴⁶ Im Rahmen der Unterscheidung von Sprach-Schema und Sprach-Gebrauch werden Medien gewöhnlich der Seite des Gebrauchs zugerechnet. Sie gelten somit als ein bloßes Realisierungsphänomen: Element der einschränkenden Bedingungen, unter denen medienunabhängige sprachliche Formen aktualisiert werden. Im Horizont seiner Medium/Form-Unterscheidung revidiert Luhmann diesen Ansatz: Medien bleiben nicht länger Realisierungen von zeitindifferenten Formen, sondern umgekehrt werden Formen zu zeitgebundenen Aktualisierungen von Potenzialen, die Medien bereitstellen.

Unter einem »Medium« versteht Luhmann ein Repertoire lose gekoppelter Elemente, aus denen dann durch feste Kopplung »Form« entsteht.⁴⁷ Medium und Form bedingen sich wechselseitig, doch stehen sie zueinander in einem asymmetrischen Verhältnis: Formen sind temporär und flüchtig; Medien jedoch stabil und dauerhaft. Das Medium wird zur Möglichkeit der Form und ist in dieser Eigenschaft nur als Vergangenheit und Zukunft der Form präsent. Daher ist es allein die Form, die sichtbar wird; das Medium dagegen bleibt unsichtbar. Luhmann bricht also mit dem Topos der zeitlosen Form im

45 So: Künzler 1987, S. 331.

46 Dazu schon: Krämer 1998b.

47 Luhmann 1995, S. 165 f., Luhmann 1997, S. 190 ff.

Sinne einer zeitüberdauernden Identität oder einer zu aktualisierenden Struktur. Form wird zum temporären Vollzug. Es gibt Form nur als Form-in-einem-Medium. Das Potenzielle, Universelle, Zeitindifferente, Apriorische: alle diese Attribute, mit denen gewöhnlich die sprachlichen Schemata ausgestattet werden, finden sich nun – wenn überhaupt – auf der Seite des Mediums wieder.

Allerdings darf die Medium/Form-Unterscheidung nicht ontologisch missverstanden werden: Medien und Formen sind keine in verschiedene Klassen zu sortierenden Gegenstände, vielmehr beobachterrelative Differenzen. Was in einer bestimmten Perspektive ein Medium ist, kann in einer anderen Perspektive zur Form werden. Dieser Doppelaspekt gilt auch für die Sprache selbst. Einerseits ist Sprache das für Kommunikation grundlegende Medium. Doch interessanter für die Revision des Verhältnisses von Sprache und Sprechen ist die Perspektive, in der Sprache aufgefasst werden kann als Form. Gemäß der Maxime, dass es Form nur als Form-in-einem-Medium gibt, ist Sprache immer nur gegeben als Sprache-im-Sprechen. Während in den logosorientierten Sprachtheorien das Gespräch zwar die Urszene des Sprachgebrauches bildet, doch die Mündlichkeit weitgehend ohne Lautlichkeit konzipiert wird, kommt bei Luhmann gerade die phänomenale Fluidität der Lautlichkeit in den Blick: Den rhythmischen, pulsierenden Fluxus des stimmegebundenen Sprachgebrauches, in dem auch Stimmlagen, Gestik und Pausen ihren Part beim Sprechen und Hören spielen.⁴⁸ Sprache ist also genuin gesprochene Sprache. Ihre Form, die Differenz von Laut und Sinn, ist an das Medium der Lautlichkeit – und zwar grundsätzlich – gebunden.

Damit aber fällt ein ganz neues Licht auf die Schrift, die bei Luhmann nicht als ›Sprache‹, vielmehr als ›Verbreitungsmedium‹ gilt: Nicht länger leistet die phonetische Schrift eine Transkribierung der Rede: Mündliche Kommunikation – so Luhmann – kann gar nicht in die Form eines schriftlichen Textes gebracht werden.⁴⁹ Texte stellen vielmehr den rhapsodischen Fluss der Rede still und eröffnen damit – neben anderem – die Möglichkeit einer Debatten- und Streitkultur: Erst ein mit sich identisch bleibender zirkulierender Text eröffnet den Freiraum für abweichende Interpretationen, für kritische Infragestellungen und Kohärenzüberprüfungen, für eine Vielfalt von Perspektiven ohne Einigungszwang.⁵⁰ Debattiert werden kann damit auch über

die Sprache selbst: Die Idee einer Sprache, die als universale Tiefenstruktur und als rationalisierbares Wissenssystem allem Sprechen zugrunde liegt, zeigt sich in dieser Perspektive als Projektion und Produkt der kulturhistorischen Form ihrer schriftsprachlichen Darstellung und Bearbeitung. Es ist die Schrift, die der Sprache – auf verschwiegene Weise – Modell steht.

3.4. Donald Davidson: Warum eine gemeinsame Sprache nicht nötig ist, um sich zu verständigen

Auch für Donald Davidson ist die Unterscheidung zwischen einem Schema und seinem Gebrauch als ein Erklärungsmuster für das Verhältnis von Sprache und Sprechen belanglos. Derrida, Wittgenstein und Luhmann haben diese Unterscheidung jeweils reformuliert: Was sich auf der Seite der ›Sprache‹ befindet, heißt bei Derrida dann ›Schrift‹, wird bei Wittgenstein zum ›regelformulierenden und regelkommentierenden Sprachspiel‹ und ist bei Luhmann entweder ein ›Medium‹ oder eine immer schon an die stimmliche Artikulation gebundene ›Form‹. Davidson geht radikaler vor: Er transformiert und reformuliert das Konzept der Sprache nicht, sondern argumentiert dafür, dass es zur Erklärung der Kompetenz des Sprachgebrauches gar nicht nötig sei, so etwas wie eine gemeinsame Sprache zwischen Sprechern vorauszusetzen: »Zwei Sprecher können wechselseitig ihre Äußerungen interpretieren, ohne dass eine gemeinsame Sprache im üblichen Sinne vorhanden ist.«⁵¹ Kern seiner Überlegung ist, dass das Verstehen einer sprachlichen Äußerung sich nicht als Verstehen eines sprachlichen *Ausdrucks*, vielmehr als Verstehen einer handelnden *Person*, die sich in der Äußerung ausdrückt, aufzufassen ist. Die Unterscheidbarkeit von Sprache und Welt, von Sprachwissen und Weltwissen lässt sich dann nicht mehr aufrecht erhalten, so dass das Verstehen von Sprechern wenig mit der Anwendung sprachlicher Regeln bzw. Konventionen und dafür viel mit der Kreativität in unserem Umgang mit der Welt zu tun hat.

Um diese Position zu verstehen, ist es hilfreich, drei voneinander nicht unabhängige Gedanken nachzuvollziehen, die so etwas wie ein Netz von Vorentscheidungen bilden für Davidsons Hypothese über die Verzichtbarkeit einer gemeinsamen Sprache: (1) Für nahezu alle Sprachdenker bildet die Erzeugung von Ausdrücken aus einem be-

48 Luhmann 1997, S. 254.

49 Luhmann 1997, S. 255, 275.

50 Luhmann 1997, S. 282.

51 Davidson 1990a, S. 227. Auch: »Im Prinzip ist es für die Kommunikation nicht erforderlich, dass zwei Personen dieselbe Sprache sprechen.« Davidson 1990a, S. 212.

grenzten sprachlichen Zeichenrepertoire die grundlegende Form sprachlicher Kreativität;⁵² Davidson jedoch nimmt eine hermeneutische Einstellung zum Sprechen ein: Das, worauf es in unserem Redeverhalten ankommt, ist nicht, dass wir Ausdrücke produzieren, sondern dass wir sie verstehen und interpretieren können.⁵³ (2) Die paradigmatische Verstehenssituation ist nicht das dialogische Gespräch unter Vertrauten, sondern die Situation des Ethnographen, der Sprachgebräuche, die ihm völlig unbekannt sind, zu verstehen unternimmt. Wie wir uns verstehen können, obwohl wir einander fremd sind, das ist die philosophisch belangvolle Frage. (3) Doch gibt es gleichwohl etwas, das auch unter den Bedingungen des Fremdverstehens von Ego und Alter Ego geteilt wird. Und das ist eine präreflexive Kenntnis darüber, was ein ›wahrer Satz‹ ist. Wie immer Sprache im Spannungsfeld von Märchenerzählen, Information, Ironie, Behauptung, Lüge, Verstellung und Metaphorik vollzogen und praktiziert wird, so ist bei den Sprechenden immer eine Grundintuition vorhanden darüber, was ›Wahrheit‹ ist. Wahre Sätze bauen für Davidson keine Brücke zur Welt, sondern zu anderen Personen. Wahrheit bleibt keine epistemische Kategorie, sondern wird zu einem vorreflexiven Phänomen: Sie ist nicht definierbar und doch in jeder Rede am Werk.

Das also sind die drei Vorentscheidungen, die den Horizont abgeben für Davidsons These, dass Verstehensleistung und Sprachbesitz voneinander zu unterscheiden sind, und zwar so weitgehend, dass wir kommunizieren können, ohne überhaupt eine gemeinsame Sprache zu teilen. Diesen Horizont können wir als die ›wahrheitstheoretische Deutung des Interpretationsgeschehens‹ kennzeichnen. Für Davidson heißt eine sprachliche Äußerung zu verstehen, eine Wahrheitstheorie für genau diese Äußerung bilden zu können: Der Ethnograph besitzt – gemäß Prämisse 3 – tatsächlich einen Schlüssel zum Verständnis des ihm fremden Kauderwelsch, und das ist die Überzeugung eines Sprechers, dass ein Satz zu einem bestimmten Zeitpunkt auch wahr ist. Aber wieso kann das Fürwahrhalten durch einen Sprecher mit der Wahrheit des Satzes selbst identifiziert werden? An dieser Stelle nun gewinnt eine Interpretationsmaxime Kontur, Davidsons ›principle of charity‹.⁵⁴ Das Nachsichtigkeitsprinzip sagt aus, dass wenn ein Sprecher einen Satz unter beobachtbaren Umständen für wahr hält, dieser Satz auch wahr

ist.⁵⁵ Wir sind von dem, was offensichtlich ist, auch überzeugt. Oder als Verhältnis zwischen Interpret und interpretierter Person ausgedrückt: Was andere als offensichtlich finden und wovon sie überzeugt sind, das findet auch der Interpret offensichtlich und davon ist auch er überzeugt. Alle Menschen teilen für Davidson also – unbeschadet ihrer kulturellen Differenzen – ein ganzes Netzwerk von Überzeugungen über die Beschaffenheit der Welt miteinander. Wenn es diese Möglichkeit geteilter Überzeugungen nicht gäbe, könnten nicht nur Differenzen und Missverständnisse gar nicht als solche hervortreten, sondern könnten wir den anderen »nicht für ein Wesen erachten, das rational ist, Überzeugungen vertritt oder überhaupt etwas sagt.«⁵⁶

Die Grundlagen sind jetzt gelegt, um nachzuvollziehen, warum das Sprechen für Davidson nicht aus der Anwendung von Sprachregeln erklärbar ist. Das, was geschieht in der Kommunikation, ist, dass Sprecher und Hörer in Bezug auf die Wahrheit einer Äußerung jeweils verschiedene Ausgangstheorien haben, dass dann jedoch eine Modifikation dieser Ausgangstheorien hin zu einer Übergangstheorie erfolgt, kraft dessen es möglich wird, dass zu einem bestimmten Zeitpunkt die Übergangstheorien von Sprecher und Hörer jeweils zusammenfallen.⁵⁷ Das ist das flüchtige Ereignis, der fragile und stets wieder verschwindende Augenblick des wechselseitigen Verstehens. Es gibt also deshalb für Davidson kein Band mehr zwischen der Kenntnis des sprachlichen Regelwerks und dem Verstehen von Äußerungen, weil das, was überhaupt verstanden und gewusst wird, gar nicht die ›ganze Sprache‹ ist, sondern immer nur die einzelne Äußerung. Eine partikuläre Äußerung, die deshalb auch nicht mehr als Instantiierung einer universellen Sprachstruktur gilt, sondern als Ausdruck einer einzelnen Person, die sich in ihrer Äußerung auf eine unverwechselbare Weise zeigt und kundtut. Daher ist das, was gewöhnlich als ›Sprachkompetenz‹ gekennzeichnet wird, für Davidson eine Fähigkeit, anlässlich von gehörten Äußerungen ständig neue Übergangstheorien erzeugen und diese Theorien auch wechseln zu können. Regeln sind bei der Erklärung einer solchen Fähigkeit belanglos. Denn der schöpferische Prozess der Theorienkonstruktion hat mit »Verstand, Glück und Klugheit«,⁵⁸ mit »Gefühl, Glück, Geschicklichkeit«⁵⁹ zu tun und

55 Davidson 1990a, S. 220 (engl. 1984, S. 152).

56 Davidson 1990a, S. 199 (engl. 1984, S. 136).

57 Dies wird entwickelt in: Davidson 1990b, S. 203-228 (engl. 1986, S. 433-446).

58 Davidson 1990b, S. 226 (engl. 1986, S. 446).

59 Davidson 1990a, S. 393 (engl. 1984, S. 279).

52 Zur Kritik daran: Davidson 1990a, S. 227.

53 Davidson 1990a, S. 227 (engl. 1984, S. 157).

54 Davidson 1990a, S. 196 (engl. 1984, S. 135).

auch mit »Geschmack und Sympathie.«⁶⁰ Davidsons Kompetenzvorstellung läuft also darauf hinaus, »dass wir nicht bloß den üblichen Sprachbegriff fallengelassen, sondern darüber hinaus die Grenze beiseitigt haben zwischen dem Können einer Sprache und dem Sichauskennen in der Welt insgesamt.«⁶¹ »Sprachliche Kompetenz« gehört somit in den Bereich der Lebenskunst, nicht aber der Regelkenntnis.

Literaturverzeichnis

- Apel, Karl-Otto (1986), »Die Logosauszeichnung der menschlichen Sprache«, in: *Perspektiven auf die Sprache*, hg. v. H. G. Bosshardt, Berlin-New York: de Gruyter.
- Austin, John Langshaw (1962), *How To Do Things With Words*, Oxford: Clarendon Press.
- (1979), *Zur Theorie der Sprechakte*, Stuttgart: Reclam (dt. Ausgabe von Austin 1962).
- Bertram, Georg W. (1999), »Wem gilt die Kritik der Dekonstruktion«, in: *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie*, Jg. 24, H. 3, S. 221-242.
- Bourdieu, Pierre (1990), »Über die »scholastische Ansicht«, in: *Praxis und Ästhetik. Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus*, hg. v. G. Gebauer u. Chr. Wulf, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 341-356.
- Chomsky, Noam (1965), *Aspects of the Theory of Syntax*, Cambridge, Mass.: MIT Press.
- (1973), *Aspekte der Syntax-Theorie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (dt. Ausgabe von Chomsky 1965).
- (1986), *Knowledge of Language: Its Nature, Origin, and Use*, New York: Praeger.
- Davidson, Donald (1984), *Inquiries into Truth and Interpretation*, Oxford: Clarendon Press.
- (1986), »A Nice Derangement of Epitaphs«, in: *Truth and Interpretation. Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*, hg. v. Ernest LePore, Oxford: Blackwell, S. 433-446.
- (1990a), *Wahrheit und Interpretation*, übers. v. J. Schulte, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990 (dt. Ausgabe von Davidson 1984).
- (1990b), »Eine hübsche Unordnung von Epitaphen«, in: *Die Wahrheit der Interpretation. Beiträge zur Philosophie Donald Davidsons*, hg. v. Eva Picardi, Joachim Schulte, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990, S. 203-228 (dt. Ausgabe von Davidson 1986).
- Derrida, Jacques (1967), *De la grammatologie*, Paris: Editions du Seuil.

- (1974), *Grammatologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (dt. Ausgabe von Derrida 1967).
- (1976), *Randgänge der Philosophie*, Frankfurt am Main-Berlin-Wien: Ullstein (unvollständige Übersetzung von *Marges de la philosophie*, Paris 1972).
- (1988), *Randgänge der Philosophie*, Wien: Passagen-Verlag (erste vollständige deutsche Ausgabe von *Marges de la Philosophie*, Paris 1972).
- (1990), »Force of Law/Force de loi«, in: *Cardozo Law Review*, Bd. 11, New York, S. 920-1045.
- (1991), *Gesetzeskraft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (dt. Ausgabe von Derrida 1990).
- Fehr, Johannes (1997), »Saussure: Zwischen Linguistik und Semiologie. Ein einleitender Kommentar«, in: Ferdinand de Saussure, *Linguistik und Semiologie*, gesammelt, übersetzt und eingeleitet v. Johannes Fehr, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 17-228.
- Habermas, Jürgen (1981), *Theorie des Kommunikativen Handelns*, 2 Bde., Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1984), »Wahrheitstheorien«, in: *Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns*, hg. v. Jürgen Habermas, Frankfurt am Main: Suhrkamp (zuerst in: *Wirklichkeit und Reflexion*, hg. v. H. Fahrenbach, Pfuldingen, Neske 1973).
- Jäger, Ludwig (1976), »Ferdinand de Saussures historisch-hermeneutische Idee der Sprache. Ein Plädoyer für die Rekonstruktion des Saussureschen Denkens in seiner authentischen Gestalt«, in: *Linguistik und Didaktik* 27, S. 210-244.
- Kambartel, Friedrich und Pirmin Stekeler-Weithofer (1988), »Ist der Gebrauch der Sprache ein durch Regeln bestimmtes Handeln?«, in: *Fortschritte in der Semantik. Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich 99 »Grammatik und sprachliche Prozesse« der Universität Konstanz*, hg. v. Arnim v. Stechow und Marie-Theres Schepping, Weinheim: VCH, S. 201-223.
- Krämer, Sybille (1998a), »Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?«, in: *Sprache und Sprachen in den Wissenschaften. Geschichte und Gegenwart*, hg. v. H. E. Wiegand, Berlin-New York: de Gruyter, S. 372-403.
- (1998b), »Form als Vollzug oder: Was gewinnen wir mit Niklas Luhmanns Unterscheidung von Medium und Form?«, in: *Rechtshistorisches Journal* 17, S. 558-573.
- (2001), *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Künzler, Jan (1987), »Grundlagenprobleme der Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien bei Niklas Luhmann«, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 16, H. 5, S. 317-333.
- LePore, Ernest (1986), *Truth and Interpretation. Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*, Oxford: Blackwell.

⁶⁰ Davidson 1990a, S. 393 (engl. 1984, S. 279).

⁶¹ Davidson 1990b, S. 226 (engl. 1986, S. 445 f.).

- Lorenz, Kuno (1990), »Sehen – Wittgensteins Umgang mit der Bildmetapher«, in: *Grazer Philosophische Studien*, Vol. 38, S. 35-45.
- Luhmann, Niklas (1995), *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1997), *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Saussure, Ferdinand de (1967), *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*, hg. v. Charles Balley, Albert Sechhaye, 2. Aufl., Berlin: de Gruyter.
- (1976), *Cours de linguistique générale, édition critique préparée par Tullio de Mauro*, Paris: Payot 1976.
- (1997), *Linguistik und Semiologie. Notizen aus dem Nachlaß. Texte, Briefe und Dokumente*, ges., übers. und eingel. v. Johannes Fehr, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Searle, John R. (1969), *Speech Acts*, Cambridge: CUP.
- (1974), *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (dt. Ausgabe von Searle 1969).
- (1989), »How performatives work«, in: *Linguistics and Philosophy* 12, S. 535-558.
- (1995), *The Construction of Social Reality*, New York: Free Press.
- (1997), *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsachen*, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt (dt. Ausgabe von Searle 1995).
- Searle, John R. und Daniel Vanderveken (1985), *Foundation of Illocutionary Logic*, Cambridge/Mass.: CUP.
- Schneider, Hans Julius (1992), *Phantasie und Kalkül. Über die Polarität von Sprache und Struktur*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (Neuaufgabe 1999).
- (1993), »Ausprägungen pragmatischen Denkens in der zeitgenössischen Sprachphilosophie«, in: *Pragmatik. Handbuch des pragmatischen Denkens*, hg. v. H. Stachowiak, Bd. IV, Hamburg: Meiner, S. 1-37.
- Scholz, Oliver (1999), *Verstehen und Rationalität*, Frankfurt am Main: Klostermann.
- Taylor, Charles (1995), »To Follow a Rule«, in: *Philosophical Arguments*, Cambridge etc.: Harvard University Press, S. 165-180.
- Venieri, Marie (1988), *Wittgenstein über philosophische Erklärung*, Frankfurt am Main etc.: Lang.
- Vossenkuhl, Wilhelm (1982), *Anatomie des Sprachgebrauchs. Über Regeln, Intentionen und Konventionen menschlicher Verständigung*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Wittgenstein, Ludwig (1984), *Werkausgabe in 8 Bänden*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bd. 1: Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914-1916. Philosophische Untersuchungen.
- Bd. 2: Philosophische Bemerkungen.
- Bd. 3: Ludwig Wittgenstein und der Wiener Kreis.
- Bd. 4: Philosophische Grammatik.
- Bd. 5: Das Blaue Buch. Eine philosophische Betrachtung (Das Braune Buch).
- Bd. 6: Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik.
- Bd. 7: Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie. Letzte Schriften über die Philosophie der Psychologie.
- Bd. 8: Bemerkungen über die Farben. Über Gewißheit. Zettel. Vermischte Bemerkungen.